



„Ja, ich mag kleine gelbe Autos wirklich“

Wenn Glas splittert und Blech kracht, ist für viele Lenker nichts mehr wie zuvor: vom Autofahren mit möglichst wenig Ego, Wunden wie im Horrorfilm und dem Wunsch, nie mehr wieder ans Steuer zu müssen. Drei Amerikaner erzählen von ihren Kollisionen und den unterschiedlichen Wegen zurück in den Straßenverkehr.

Alexandra Riegler Charlotte (USA)

Den Montag nimmt sich Emily McFarlan frei. Am Freitag davor steht die Redakteurin der *Chicago Sun-Times* mit ihrem Auto am Freeway und sieht zu, wie die Kärtchen des „Star Wars“-Brettspiels, das eben noch auf dem Rücksitz lag, durch die Luft schneien. Die Frau im Auto gegenüber starrt zu ihr herüber, Handy am Ohr, die Notrufnummer 911 gewählt.

Der Freitag ist der erste Arbeitstag nach Neujahr. An einem Straßenabschnitt, wo zwei Autobahnen ineinanderführen, nähert sich ein Lenker von rechts, schneidet über mehrere Spuren und erwischt McFarlans gelben New Beetle an der Seite. Ihr Fahrzeug stößt gegen eine Trennwand und überschlägt sich dreimal. Der Airbag wird ausgelöst, die Windschutzscheibe zertrümmert, das Kühlerblech gibt nach.

Zwei Totalschäden

Beim zweiten Mal ist es August. Sie holt ihre Schwester ab und kommt bis zu einer Kreuzung nahe dem Elternhaus. Dort interpretiert ein Führerscheinneuling sein Abbiegergrün als Vorrang und rammt ihr neues gelbes Auto. „Ja, ich mag kleine gelbe Autos wirklich“, kommentiert sie die beiden Fotos der Wracks: sieben Monate, zwei Totalschäden.

Richtig nachgedacht habe sie erst nach dem zweiten Crash: „Ich schreibe beruflich über Unfälle, lese dauernd Unfallberichte. Leute sterben bei viel kleineren Zusammenstößen, und ich kam einfach so davon.“ Die Folgen beim zweiten Mal sind schlimmer. Eine Verletzung der Rippen wird beim Röntgen übersehen, Schmerzen bleiben auch zwei Monate danach. Als sie zwei Tage nach dem Zusammenstoß mit dem Zug zur Arbeit fährt, verliert sie auf dem Bahnsteig kurz das Bewusstsein. Ein Arzt stellt eine Überreaktion des vegetativen Nervensystems fest, eine vasovagale Synkope: „Eine medizinische Umschreibung dafür, dass der Lady emo-

tionales Leid widerfuhr und sie ein Ohnmachtssofa und Riechsalz braucht“, erheitert sich McFarlan.

Zeit, die Vorfälle allzu tragisch zu nehmen, bleibt nicht. „Ich habe keine Wahl. Ich brauche mein Auto für die Arbeit“, sagt sie. Nervös macht sie nur der aggressive Fahrstil in Chicago. Bevor sie überholt, fährt sie inzwischen lieber eine Weile hinter dem Auto her. Wenn sie schließlich beschleunigt, versucht sie, eine Fahrspur zwischen sich und dem Überholten zu lassen.

Nie mehr ans Steuer

Wenn keiner unterwegs war, stieg Scott Gingold ins Auto. Am Sonntag schnell in den Supermarkt, noch bevor sich die Leute zur Kirche aufmachen. Das war nach dem Unfall, der, wie Gingold, Inhaber des Marktforschungsunternehmens Powerfeedback, sagt, nur „geringfügig“ war. Nach dem Unfall war es auch, als ihn ein blauer Lastwagen schnitt. Gingold fährt an den Straßenrand, zittert und weint zehn Minuten lang. „Ich sage nicht, dass ich Superman bin. Aber über alles, was bisher so im Leben passierte, bin ich gut hinweggekommen“, erzählt er. Er arbeitet elf Jahre lang als Notfallshelfer, ist immer als einer der Ersten an der Stelle, wenn etwas passiert. Sein Leben ändert sich, als er mit Frau und Sohn von der Autobahn abfährt, an einem Stoppschild haltmacht und ihm ein Fahrzeug auffährt. Seine Familie bleibt unverletzt, doch Gingold kann sich nicht richtig bewegen. Seine Frau wählt 911. „Ist alles in Ordnung?“, fragt sie. „Ich weiß es nicht“, sagt er. Sie fängt an, ihn in Panik anzuschreien. Feuerwehr und Polizei kommen.

Er geht schließlich am Stock, muss in einen anderen Bundesstaat zur Wirbelsäulenbehandlung. Er versucht, die Fahrt von Pennsylvania nach Virginia zu vermeiden: „Ich hatte solche Angst, mit dem Auto unterwegs zu sein.“ Als sich die Schmerzen nicht bessern und Depressionen hinzukommen, sucht er



Drei Auffahrunfälle und einmal das Auto von der Breitseite gerammt. Brant Skogrand: „Nicht schon wieder.“ Foto: Photos.com

einen Psychologen auf. Bei dem sitzt er dann, erzählt, weint und lernt, mit dem Unfall umzugehen. Leuten, denen es ähnlich ergeht, rät er, den Stolz beiseitezulassen: „Seid gescheit und holt euch Hilfe“, sagt er eindringlich.

Die Lenkerin, die seinem Auto auffuhr, entschuldigt sich nie. Das trägt zum Stress bei, ebenso wie die Unnachgiebigkeit der Versicherung, für Kos-

ten abseits des Notwendigsten aufzukommen. Die Versicherung hat Gingold gewechselt. Leuten, die am Steuer mit dem Handy telefonieren, sagt er mitunter die Meinung. „Wenn ich nur nie mehr fahren müsste“, denkt er sich noch immer.

Mit Prius gegen Ego

Zwischen 1995 und 1998 hatte Brant Skogrand, PR-Mann bei Risdall McKinney Public Rela-

tions in Minneapolis, vier Unfälle. Vor dem letzten ist er auf einem Pearl-Jam-Konzert. Auf dem Heimweg rammt ein betrunkenen Lenker die Breitseite seines Autos: „Nicht schon wieder“, denkt er sich. Die ersten drei sind Auffahrunfälle, einer davon mit einer 90-Jährigen, die Probleme beim Tiefensehen hat. Zwar hatten mehrere Autos vor ihm bereits gebremst. Die Seniorin schafft es dennoch nicht, rechtzeitig zu reagieren.

Nach dem ersten Blechschaden ist er nervös hinterm Steuer, fährt betont defensiv. Nach dem letzten, 1998, rät ihm seine Frau, eine Art Fahrauffrischkurs zu machen, wie er für reifere Lenker angeboten wird. Skogrand ist 30, als er den Kurs „55 Alive“ belegt. Er nimmt danach, wie er es bezeichnet, „sein Ego aus dem Fahren“. Der Toyota Prius, den er nun fährt, passt dazu: „Es ist keine Corvette oder etwas in der Art. Ich konzentriere mich nur darauf, von Punkt A zu Punkt B zu kommen.“ Manche psychischen Verletzungen hingegen würden erst im Laufe der Zeit deutlich. „Wie zum Beispiel jedes Mal ein bisschen auszuflippen, wenn man die Unfallstellen passiert“, so Skogrand.

Blaues Auge für später

Nachdem sie sich mit ihrem Auto dreimal überschlägt, erzählt Journalistin McFarlan, ist alles voller Blut. Sie vermutet zunächst eine Kopfwunde, doch der Airbag und die zertrümmerte Windschutzscheibe hatten ihre Hände verletzt. Ein Autofahrer am Unfallort bringt ihr Taschentücher. „Es tropfte wie in einem Horrorfilm“, lacht sie und fügt hinzu: „Ich habe einen ziemlich soliden Sinn für Humor.“

Später sieht sie, dass sie bei der Kollision das „perfekte blaue Auge“ davontrug. Die Verletzung spielt alle Farben, und ihre Kollegen in der Zeitung schießen gleich ein Foto davon. Man wisse ja nie, ob man das Sujet nicht einmal als Aufmacher für eine Unfall-Story verwenden könne.